Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Die Liebesfahrten der Eisheiligen [Fortsetzung]
Autor: Hardung, Victor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572569

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Liebesfahrten der Eisheiligen.

Von Victor Hardung, St. Gallen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Bild.

Ich war einsam in einer großen Stadt, und in dem Verlangen meiner Jugend nach Freundschaft und Liebe scheute ich doch vor Gelegenheiten, wo dafür ein billiger und doch so teurer Ersatz leicht zu haben war, und ging gern stille Wege. Da war ein Leinpfad am Flusse unter Brücken und Bogen durch, zu dem manch eine alte Gasse niederstieg, mit Häusern hinter hohen Mauern, die spärlich ein festgefügtes, schwerbeschlagenes Tor durchbrach. Und diese schmucklosen Tore hatten immer eine kunstvolle Krönung: eines zwei radschlagende Pfauen, ein anderes ein springendes Einhorn, ein drittes eines wilden Mannes Haupt, das an einem Ring in der Nase eine kleine Ampel trug — Zeugnisse eines auf Schönheit und Dauer bedacht gewesenen Fleißes. Und ich liebte es, diesen Gassen nachzugehen, wo der Schritt noch widerhallte und der Lärm des Marktes nur fern herüberbrandete, wo ich träumen konnte, daß andere Menschen hinter den Mauern lebten als jene, die mir fern und ferner schienen, in deren Mitte ich einsam war.

In einem Maimonde geschah's, an einem Abend im Münster, wo die Kerzen unserer Lieben Frauen zu Ehren inmitten der schönsten Blumen leuchteten, daß ich aus dem Schatten einer Säule heraus eine Stimme im Lied vernahm, wie sie dunkel aus der Tiefe aufstieg, von einer geheimnisvollen jungfräulichen Leidenschaft durchbebt, dahinschwebte und im Widerhall in Kuppeln und Bögen zart verging. Mir war, ich habe diese Stimme schon einmal in jener letzten Ferne vernommen, wohin mich die Erinnerung zurückzuführen vermochte. Und als ich mich nach der Sängerin umschaute, sah ich in einem Betstuhl ein großes Mädchen in einem weißen Spitzentuch, einen goldenen Pfeil mit einem rotleuchtenden Stein im hochgetürmten dunkeln Haar, Bernsteinperlen um einen schlanken braunen Hals, mit Augen von einem sanft schimmernden Blau unter langen schwarzen Wimpern und einem kleinen Mund, der heiß aus einem zartgeformten und von einem feinen Bronzeton überhauchten Gesicht blühte. Aus dem bald bläulich, bald rosa schimmernden Kleid glommen kleine eingestickte Goldsternchen, und als die Schöne aufstand, ging ein Lächeln über mich weg, und ich vermeinte, es gelte einem hinter mir Stehenden. Ich trat einen Schritt zur Seite, dem so Gegrüßten aus dem Weg, und schaute mich, da er zögerte, um. Aber niemand trat hervor, und als ich den Blick wieder der Sängerin zuwandte, sah ich sie nicht mehr. Der Pfeil in ihrem Haar schien noch da und dort zu leuchten; aber hatte ich mich hinzugedrängt, war er nicht mehr, wo ich ihn zu finden geglaubt, und funkelte anderswo. Und so lange suchte ich, bis ich mit etlichen alten Weiblein allein in der Kirche war. Doch im Weihrauchduft, im Lichtnebel, der im Schiffe schwamm, sah ich die Schöne immer noch unwirklich und wieder bekannt und vertraut. Und dann, als ich durch die dämmernde Stadt einem Garten zuschritt, wo man bei einem mildduftenden Landwein für ein Bescheidenes zu Abend aß, stieg in dem Dämmer eine Erinnerung in mir auf, die mich drängte, bald meine Kammer zu suchen.

Ich hatte schon früh eine Liebe für jene zarten Bildlein gehabt, wie sie Kleinkünstler vergangener Zeit auf Elfenbein gemalt haben. Und bei dem schweigsamen, verdrossenen Händler meiner Heimat, der allerlei alten Kram aufgespeichert hielt, hatte ich einmal ein Stück gefunden, das es mir angetan hatte, als grüße mich daraus Bekanntes und Verwandtes. Das Bild war mit mir umhergezogen und lag in meinem Koffer wohlverwahrt. Und als ich es jetzt hervorsuchte und bei der Kerze betrachtete, deren Flämmlein von den Flügeln eines Nachtfalters schwankte, erkannte ich darin das Mädchen aus dem Münster. Das eigenartig getürmte Haar, mit dem von einem roten Stein flimmernden Goldpfeil, die sanften blauen Augen unter den nachtschwarzen Lidern, der gelbe Bernstein auf dem braunen Hals, das Kleid mit den eingewirkten Stern-

chen, alles das zierte in zarten Farben das Elfenbein. Vor anderthalb Jahrhunderten hatte es einen Maler gegeben, der eine gleiche Schöne geschaut hatte, wie sie heute mein Herz bestürmte. Die Natur hatte ihr eigenes Gesetz schmerzlich empfunden, das alles Lebendige altern und vergehen heißt, und in einem lieblichen und wieder grausamen Verlangen hatte sie ein schönes Gebilde, dahingegangen wie alles Zeitliche, aufs neue erstehen lassen. Und Gedanken und Gefühle mußten gleich sein an diesem Geschöpfe wie Tracht und Schmuck; das Geschick des Vorbildes mußte sich aufs neue an diesem Mädchen erfüllen. Und wie meine Gedanken um die Schöne von heute gingen, so waren voreinst die eines Fahrtgesellen, mir gleich, um die Verstorbene gewesen ... Lebte ich nicht mit meiner Zeit, sondern mit jenem Wesen, das auch, lieblich erneut, nur in der Vergangenheit Heimat haben konnte, in einer versunkenen Ferne? War ich deshalb so weit weg von den Menschen, die ich Tag für Tag schaute, ein Verschlagener an einem fremden Gestade? Und die Welt um uns herum? War die Stadt nicht eine andere geworden, nicht mehr die, welche vor anderthalb Jahrhunderten unter anderer Herrschaft still abseits gelegen hatte?

So sann ich lang in die Nacht hinein. Der nächste Tag indes fand mich willens, Geheimnissen aus dem Wege zu gehen, und so wanderte ich vor das Tor, wo eine alte schöne Anlage mit fremden Bäumen durch Busch und Wald, stille Weiher mit Schwänen und Seerosen, heimliche Wege unter Rotdorn, Flieder und Rosen zu einem kostbaren Besitze der nahen Stadt ausgebaut worden war. Aber als ich durch das zarte Gespinst einer Birkengruppe den durchbrochenen Turm des Münsters in der Ferne sah, wie ein Flug weißer Wölklein mit rosigen Rändern hindurchzugleiten schien, da war die Schöne aus der Andacht vor meinen Augen. Ihrer Stimme Glockenklang war um mich her, und ich fühlte ihr Lächeln und deutete es als einen Gruß für meine Seele. Und als ich einen Nebenpfad einschlug, der zu einem Lusthäuschen über einem Weiher führte, hatte ich kein anderes Bewußtsein, als daß ich zu einem Stelldichein befohlen sei, und mein Mädchen warte schon irgendwo und schaue mich aus einem grünen Verstecke und flüchte frühlingstrunken dem Freunde zu.

Der Weiher hatte eine kleine Insel, wo Magnolien ihre großen weißen Flocken verstreuten. Dort stand ein Mädchen in einem losen, gelb leuchtenden Mantel und schaute zu einer Nachtigall auf, die in den blauen Tag sang, indes ein spielender Wind in einem fremden Nadelbaum am Ufer verharrte und eine goldene Fahne von Blütenstaub über dem Wasser entrollte. Die Schöne mußte meine Nähe fühlen — sie wandte mir ihr Gesicht zu und sah dabei, daß ihr Kahn von dem Inselchen abtrieb, dorthin, wo ich stand. Und ich packte die Ruder und war mit wenigen Schlägen am Gestade, wo mein Mädchen aus dem Münster wartete.

Ich weiß nicht, ob sie mir ihren Namen genannt hat; heute ist mir, als hätte ich ihn gekannt gehabt und sie begrüßt: „Anna Maria!" Ich sprach von keinem Bilde, nicht davon, daß ich sie gestern im Münster geschaut. Ein fremdes Bewußtsein, so will mich heute dünken, war zu jener Stunde in mir, das Gefühl vom Besitze einer anderen Vergangenheit, von der Vertrautheit mit einem schöneren, reicheren Leben. Wir gingen Hand in Hand Wege unter Flieder und Nachtigallen, landeten in einem Wirtshaus im Grünen und freuten uns unter einer weit krönenden Linde an einer kräftigen Bauernmahlzeit mit dem besten Wein des gesegneten Gaus. Und nur dann war mir die Nähe dieses schönen Wesens für einen flüchtigen Augenblick geheimnisvoll und gespenstisch, wann ich den Turm des fernen Münsters irgendwo durch eine Lichtung herüberschimmern sah.

Der Abend kam und brachte mit Gold und Purpur die ersten Sterne. Arm in Arm gingen wir der Stadt zu, und mich wunderte es nicht, daß wir in eine jener Gassen einbogen, die vom Flusse her anstiegen, und gerade in jene, deren Verträumtheit mich zumeist gelockt hatte. Vor einem jener schmucklosen Tore, das mit zwei Schwänen gekrönt war, die mit geblähten Flügeln und schön geschwungenem Hals aneinander aufstiegen, zog Anna Maria einen kunstvoll geschmiedeten

Schlüssel hervor, und wir traten auf einen Weg mit rotem und blauem Kies, der durch einen grünen Vorplatz mit Rosen schnurgrade auf ein weißes, zierlich aufstrebendes und von Spalieren umblühtes Haus führte.

„Auf Wiedersehen," lächelte das Mädchen. Ich schaute ihm noch einmal in die Augen, deren Bläue jetzt tief und dunkel und von Schwermut umschattet schien, und dann küßten wir uns. Und ich war wieder vor dem Tor, und mir war, ein Blütenblatt, aus der Fülle dieses Frühlings niedergeweht, habe meine Lippen gestreift und der leise Duft sei mein einziger Besitz an all der jungen Herrlichkeit der Welt.

In meiner Kammer sann ich über dem Elfenbeinbildchen, das so getreu mein Mädchen darstellte, jung und schön, wie ich es heute gewonnen, und das doch vor anderthalb Jahrhunderten gemalt worden war. Ein zartes Pergament deckte die Rückseite und hielt mit einem schmal übergreifenden Falze ein Glasschildchen, das vorne die Malerei schützte. Ein Sammler hatte eine Zahl auf dem Pergament hinterlassen, und die war verlaufen, und ein bläulicher Flecken schimmerte durch das Elfenbein hindurch und störte. So legte ich das Bildchen in eine Schale mit klarem Wasser. Und als ich am Morgen nachschaute, hatte sich das Pergament gelöst. Aber auch die Malerei war blasser geworden. Und als ich das Bild aus dem Wasser greifen wollte, glitt das Glas davon, und mein Finger wischte über das Gewand mit den Sternchen, und es war nicht mehr. Erschrocken ließ ich das Elfenbeinplättchen wieder fahren und sah, wie die zarte Malerei völlig vergehen wollte und das Gesicht nur noch als ein Hauch darauf hing. Und als ich das Plättlein besorgt aufs neue greifen wollte, wischte ich auch den hinweg.

Unruhe bedrängte mich, auch das Mädchen, das ich geküßt, möchte so geschwunden sein, und voll Ungeduld maß ich die Wege, die wir gestern vor dem Tore gegangen. Ein helles Kleid schimmerte durch blühende Zweige; ich eilte hinzu und fand doch Anna Maria nicht. Das Inselchen suchte ich, wo ich sie gestern gesehen; doch keine Stapfe kündete mehr von ihr. Und die Glut des Abends war schon verdämmert, fahl und grau stand der Himmel über der Stadt, als ich die Gasse anstieg, wo wir selbander gegangen. Doch umsonst suchte ich nach dem Tor mit dem Schwanenpaar. Da wußte ich, daß ich es auch vor dem vergangenen Abend nie gesehen. Grauen und Verlangen stritten in meinem Herzen. Der neue Tag sah mich wieder in der Gasse, und in seiner Helle prüfte ich Tor für Tor und fand auch dann nicht, was ich suchte.

Vergebens lauschte ich an den Andachten im Münster auf die geliebte Stimme; einsam blieb ich auf den Wegen, die ich an dem schönsten meiner Frühlingstage mit Anna Maria gezogen.

In den Jahren, die ich seither verlebt, ist mir oft das Gefühl genaht, jene Stunden seien nie wirklich, ihre Erscheinungen Gebilde eines Traumes von seltsamer Kraft und Stärke gewesen. Ein Elfenbeinplättchen unter allerlei Kram zwar erinnert mich daran, daß ich einmal ein Bild, wie ich es dann leibhaftig zu schauen geglaubt habe, besaß. Vielleicht auch ist dieses Leben, wie wir es hienieden verbringen, unwirklich, und daneben führen wir das eigentliche, wirkliche, uns unbewußt, im Traum, und erwachen dazu im Tode. Und inzwischen mag es Augenblicke geben, da die Gemeinschaft mit den vergänglichen Dingen um uns herum nur noch so lose ist, daß wir schon die wahre Wirklichkeit zu schauen vermögen.

Unter den Myriaden von Menschen, die über diese Erde gewandelt sind und noch wandeln sollen, werden immer zwei und nur diese zwei sein können, um in ihrer Vereinigung zu höchster Vollendung zu reifen. Und vielleicht hatte die Natur doch kein grausames Spiel getrieben und sich in einem schönen Gebilde wiederholt. Keiner war mir vorangegangen, der ein gleiches geliebt, und jene Anna Maria, die mir den süßen Frühlingstag geschenkt, deren Bild, vor anderthalb Jahrhunderten gemalt, mein Herz bestürmte, ist jenes Wesen, das mich besitzt, wie es kein anderes je vermag, und das mir zu schauen gegeben ward, an einem Tage, in einer Stunde, da meine Augen durch die Gewalt und Kraft meiner Sehnsucht für die wahre Wirklichkeit, für die der geistigen Welt, geöffnet waren.

Die vier Erzählungen des Servaz.

Die Fruchtschale.

In meiner Jugend war's, daß wir uns, Verwandte und Bekannte, gerne zu fröhlicher Tagung auf einem Landsitze zusammenfanden, der meiner Mutter von einem hagestolzen Onkel hinterlassen worden war. Der Verstorbene hatte eine Liebe für Bilder schöner Frauen gehabt und einen kleinen Saal damit gefüllt, und sein guter Geschmack hatte ihn manchen erlesenen Fund tun lassen. Namen war er nicht nachgegangen, und von den schönsten Bildern, die er gesammelt, kannte man den Meister kaum. Darunter war eines, das ein reizendes weißgepudertes Dämchen im Reifrock zeigte, wie es tanzbereit aus dem Rahmen einer goldgekrönten Türe trat, den mit Röslein bestickten Reifrock mit einer Hand leicht erhoben hielt und ein fein geformtes Bein in weißseidenem Strumpf und rosenfarbenem, mit Goldschnallen geziertem Schuh zierlich vorstreckte. Das Mieder hatte einen Einsatz von der gleichen Rosenfarbe, schlank stieg der schimmernde Hals daraus auf, und der Kopf mit dem zarten, kühlen Gesicht lag leicht auf einer Seite, als trete die Schöne vor eine festlich geschmückte Menge und spüre, wie bei ihrem Eintritt alles bewundernd verstumme und schweige und nur sie noch schaue.

Vor diesem Bilde hatte ich schon als Knabe oft gestanden, und als ich heranwuchs, bedrängten Ahnung und Verlangen mein Herz, als dürfe die Zeit nicht so grausam gewesen sein, von all dem schönen Leben nur den farbigen Schatten gelassen zu haben. Und so war dieser bunte Schatten ein Besitz meiner Sehnsucht und meiner Hoffnung geworden. Und ihm hielt ich Treue und war einer heimlichen Liebe froh.

In dem lustigen Kreise von Basen ersten und letzten Grades, die das Landhaus oft sah, war ein ausgelassenes Mädchen, das auch mich nicht schonte, und da ich scheu und ungelenk auswich, war ich bald das Ziel nicht nur seiner Neckerei. Ich müsse wohl eine verschwiegene Liebe haben, spöttelten die Dämchen, und als ich einmal vor einem Kusse bei einem Pfänderspiele vergebens nach der Türe trachtete, gab es ein Geschrei, jetzt müsse ich bekennen oder mir widerfahre das Uebel von sämtlichen Mädchen, einem nach dem andern, wie sie heute beisammen seien. Entweder oder. Werde mir die Buße erlassen, so wolle ich ihnen meinen Schatz zeigen, wehrte ich mich verzweifelt und führte die ganze Gesellschaft vor die Schöne im Reifrock.

Die Mädchen hatten das Bild lachend betrachtet und mit Spötteleien nicht gespart, so eine Schöne könne sie neidisch machen, die noch über das Grab hinaus Opfer fordere. „Vielleicht lebt sie noch," meinte da Lotte, die Ausgelassene, ungewohnt ernst, indes ihre Blicke über mich hinflirrten, um sich bald unter gesenkten Lidern zu verbergen. Denn eine alte Ueberlieferung wolle wissen, daß eine solche Liebe zu einem blassen Schatten nur dann in einem Herzen aufzuglimmen vermöge, wenn es irgendwo in der Welt noch ein Urbild gebe, jung und schön, von Fleisch und Blut.

„Die Dame müßte sich gut erhalten haben," spottete ein Bäschen, das sich mit Kunstgeschichte abgab. Denn das Bild sei vor mehr denn anderthalb Jahrhunderten gemalt worden.

„Meinetwegen vor anderthalb Jahrtausenden," entgegnete Lotte schroff, „wenn nur heute irgendwo ein Mädchen lebt, diesem Bilde da gleich ..."

„Warum nicht?" gab die Zweiflerin zu. „Aber das ist – wenn wir uns hier im Kreise umschauen – weit von hier, und wenn unser Freund Verlangen nach einem Küßlein gerade dieser Dame verspürt, muß er sich schon an das leblose Bild dort halten."

„Ob es leblos bleibt?" fragte Lotte in das Gelächter hinein. „Denn das ist das Schönste an der Ueberlieferung, wenn sie kündet, wie Neigung die ferne, nur im Bilde geschaute Geliebte beschwören kann."

„Wie, wie?" wirbelten die Stimmen durcheinander.

„Wann der Mond aufgeht, muß der Liebende mit einem Opfer, Speis und Trank, nahen, einsam, ungestört, und die Türe zum Saal öffnen, wo das Bild hängt. Aber er darf nicht über die Schwelle treten, und dreimal muß er zu dem Bilde hin sprechen:

Noch einmal nah der Erde, holder Geist,
Und künde, daß du mehr als Bild:
Einzig und wirklich seist.

Und dann ..."

„Dann?" bestürmten die lachenden Mädchen die durch den ungewohnten Ernst umso spaßhafter erscheinende Prophetin.

„Dann kann's geschehen, daß der Liebhaber sein Küßlein nicht an ein Bild verschwenden muß."

„Schade, daß wir heute keinen Mondschein haben," spöttelte die Kunstgeschichtlerin. „Bei gutem Wetter erst in acht Tagen. Bis dahin muß unser Freund noch mit der Leinwand fürliebnehmen."

„Bis an sein Lebensende — Besseres hat er nicht verdient um uns, der einen Schatten uns vorzieht," drohte ein anderes Bäslein. „Keiner lasse Gnade vor Recht ergehen, und wer's dennoch tut, der sei zur Strafe gehalten, von diesem Herrn da ein Bild zu bekommen und das und nichts anderes zu herzen."

So verging der Tag unter mutwilligem Geplänkel. Die lebhaften Schönen dachten an Lottens Verheißung wohl kaum noch als an einen artigen Scherz, indes ich über den fremden Ernst des Mädchens, sein blasses, erregtes Gesicht und seine flirrenden Blicke immer noch nachgrübelte.

Wieder und wieder suchte ich das Bild in dem Saal. Und wann ich es jetzt schaute, in dem ich, verlangender denn je, ein geheimnisvoll gebanntes Leben ahnte, das auf die Zauberformel zur rechten Stunde warte, um sich als Fleisch und Blut zu offenbaren, war mir, als bestehe irgendeine Verwandtschaft zwischen der gemalten Schönen und Lotten. Und ich hatte Träume, da war das Bild zu einem Mädchen geworden, das wandelte, wo ich ging, und der goldene Rahmen umspannte ein Bildnis Lottens, und die hatte vor hundert und mehr Jahren dazu gesessen und war längst gestorben, und doch hatte ich sie gekannt, gestern noch, so jung, wie ich selber war.

Als der Mond wieder die Nächte füllte, hatte ich eines Abends heimlich eine schöne Kristallschale bereitet mit kleinen spanischen Orangen, die süßwürzig dufteten, braunen Aepfeln mit borstiger, rot durchleuchteter Schale, von aromatischem Fleisch, schlanken Birnen, blauen Pflaumen, herzförmigen Haselnüssen mit einem Kern, der gleich einem Blutströpfchen schimmerte, und Trauben, die sich in ihrer Fülle aneinander gepreßt hatten, daß sie zu kleinen Würfeln geworden waren. Ein Fläschlein roten und eines weißen Weines standen mit zwei bemalten alten Glasbechern auf einer Silberplatte, und die trug den Spruch:

Nimm an, o Schönste, was dein Herz begehrt:
Erst der Empfänger macht die Gabe werth.

Und darüber duftete in einem braun glänzenden Krug ein Strauß gelber Rosen, aus deren Grund rote Flämmlein züngelten. Der Saal mit den Bildern hatte einen kleinen Vorraum und darin eine mit bunt beblümten Kissen belegte Bank, einen Schragentisch und etliche geschnitzte Stabellen. Das Mondlicht floß durch ein Fenster über den Tisch, der meine Gabe trug, zur Schwelle hinunter in den Saal, wo es als ein Schleier lag und sich in einem zitternden Dämmer verlor. Und aus einem Winkel des Vorzimmers her bat ich:

„Noch einmal nah der Erde, holder Geist,
Und künde, daß du mir,
Der Zeit und Raum vergißt vor dir,
Mehr als ein Bild:
Einzig und wirklich seist!"

Ein Seufzer ward wach, und das Herz stieg mir zum Halse. Und dann flackerte das Silberlicht an einer Gestalt auf, die auf der Schwelle stand, das Gewand raffte, den Fuß im goldgezierten Schuh vorstreckte, und das herabgestiegene Bild war.

„Ich bin's," lispelte eine Stimme, die ich kannte.

„Du, Lotte!" schrie ich auf.

„Still!" bat die Schöne, und mich suchten ein paar feuchte Augen, demütig, voll Hingabe, zärtlich und mit heimlichem Bangen. Da hielt ich die Verwandelte in den Armen, und im Mondlichte dufteten die Rosen in den Wein, und mein Bild war zu lieblichem Leben geworden, und sein Atem war um mich, und wir leerten die Fruchtschale und küßten uns. Darüber gestand Lotte, wie es ihr gelungen sei, unbemerkt zu Besuch zu kommen, indem sie das Zimmermädchen beredet habe, dann und dann gelte es eine Ueberraschung, es

möge sie irgendwo in dem weiten Hause heimlich unterbringen.

Am Tage, nachdem mir Lotte in der Tracht des Bildes ihre Neigung offenbart hatte, erschien sie als Gast auch bei den Eltern und Geschwistern und blieb es für eine Woche, in der es ihr gelang, sich Abend für Abend heimlich zu meiner Schönen aus alter Zeit zu wandeln und in dem verschwiegenen Vorraum zu dem Saale mit den Gemälden eine Stunde des Herzens und Küssens zu feiern. Ueber Tag zwar mußte ich mich mehr und mehr dagegen wehren, daß mir das Mädchen in der Kleidung unserer Zeit nicht gleichgültig war. Nur wenn Lotte im Reifrock hereinhuschte, das Haar weiß gepudert, die schlanken Knöchel aus den rosenfarbenen Pantoffeln und Goldschließen schimmerten, der Mund im Dämmer aus schneeigem Gesicht blühte, dann war mir, als sei auch eine Seele, die geliebte der gemalten Unbekannten, in meiner Schönen. Ihre Stimme klang anders, ihre Bewegungen waren zierlicher, und alle Ausgelassenheit war einer holden Verschämtheit gewichen, einer Verliebtheit, die nur noch leise Worte kannte, zärtliche Seufzer, und ein Lachen wie von einem fern gurrenden Täublein.

Es begab sich am Ende der Woche, daß ich über Tag Lotte in einer Laube in den Weg lief und daß das Mädchen auf seiner Bank ein weniges zur Seite rückte, um mir ein warmes Plätzchen zu gönnen. Als ich aber, dicht neben ihm, keine Miene machte, die Gelegenheit zu nutzen und es in den Arm zu nehmen, begann es plötzlich, außer sich, zu weinen.

„Ich kann doch nicht mein Leben lang im Reifrock gehen, geputzt und gepudert, damit du mich gern hast!“ klagte es.

Mir war, als werfe mir eine Fremde vor, daß ich ihr nicht geneigt sei. Bestürzt, abgestoßen, starrte ich Lotte an und wußte nichts zu erwidern.

„So küß deine Leinwand!“ drohte sie aufgebracht, trocknete die von heißen Tropfen brennenden Augen, strich sich das über die Schulter gefallene Haar zurück, zitternd vor Empörung, und ließ mich allein.

Für die Nacht hatte ich wie immer die Fruchtschale gefüllt und harrte zu später Stunde meines heimlichen Besuches. Durch das Fenster flutete ein ungewöhnlicher Glanz, und ein Streifen des Lichtes lag wie ein silberner Teppich über der Schwelle zum Bildersaal. Und dann ging leicht eine Türe, und Lotte war wieder in der Tracht der Unbekannten um mich, zärtlich und voll Hingabe, wie je. Und was noch nicht geschehen war: ich zog das Mädchen, als es sich an den Beeren einer schönen Traube freute, auf den Schoß, trank aus einem Becherlein und hielt der Schönen, wie sie, von meiner Linken gestützt, an meiner Brust lag, das Glas an den Mund. Sie richtete sich auf, nahm ein Schlücklein, sah mir über die Schulter und war mit einem lauten Schrei aufgefahren und hinter den Tisch gewichen, von wo aus sie zitternd, mit fliegender Hand, auf den Mondenschein deutete, wie er in das Bilderzimmer floß. Und dort, wo sich der Schein verlief, vermeinte auch ich die unbekannte Schöne zu schauen, herabgestiegen aus ihrem Rahmen, in allem das Urbild des Gemäldes, und in ihren Augen war Zorn und Groll. Und wieder stieß Lotte einen Schrei aus, wankte und fiel mir ohnmächtig in die Arme.

Das vertraute Zimmermädchen mußte uns neugierig nachgegangen sein; denn eine Türe ward aufgestoßen, und die Magd stürzte bang herein. Es gelang uns, die Verstörte ungesehen auf ihr Zimmer zu bringen, und dort überließ ich sie dem Mädchen. Am Morgen hieß es, Lotte habe eine Nachricht von Hause bekommen, die sie gezwungen habe, schon in aller Frühe abzureisen, und vor Tag kein Aufhebens machen wollen und lasse lebewohl sagen. Das war alles.

Ihr Abschied rührte mich nicht. Doch eine Ahnung von Unheil, das sie zurückgelassen, überfiel mich, und bange suchte ich den Saal. Und ich sah das Bild im Lichte des Tages: die Scherben der Fruchtschale auf dem Boden und die Leinwand von dem scharfen Kristall grausam zerschnitten und zerstochen. Mir war, ein Lebendiges sei gemordet worden, die Erde um einen lieblichen Besitz beraubt, den sie wider Zeit und Tod zu erhalten getrachtet habe. Und ich weinte, wie man jung um eine verlorene Liebe weinen kann.

Einige Jahre waren vergangen, als ich in einer durch ihre Schönheit ausgezeich-

neten Großstadt etliche Tage verweilen mußte und von einer Aufführung las, die auf der in der Geschichte des Schauspieles viel genannten Bühne bevorstand. Einige Verse des Dichters waren mitgeteilt, fremd und tief, von einer eigenen Melodie getragen, und sie lockten mich, daß ich mir für den Abend einen Platz sicherte. Von einer Stimme, die mein Herz umschmeichelte, vernahm ich das Süßeste, was eine zutode getroffene arme Seele dieser Erde noch gestehen kann. Und mir war, Tage steigen da vor mir auf, liebe und leide, die ich selber gelebt und gelitten.

Die Schauspielerin, die das Werk so zu deuten verstund, war Lotte.

Ihr Gesicht schien strenger, der Mund herber. Die süße Gewalt unvergänglicher Verse hatte ihr unstetes Herz in eine holde Knechtschaft geschlagen, daß es sich an jenem Abend innig und ergreifend offenbaren mußte. Ich höre sie noch, wie sie von einem Bienlein sprach, das davongeflogen sei, als sie es mit dieser ihrer Hand aus dem Wiesenbach gefischt und an die Sonne gehalten. Und Honig war's und ging davon ...

Das ist meine letzte Erinnerung an jenes Mädchen, das ich nur als eine Gestalt aus vergangener Zeit zu lieben vermocht hatte und dem dann diese Tote in den Weg getreten war. Die Toten, so dünkt mich, sind eifersüchtig auf solch einen Besitz: auf ein Gefühl, das ihnen noch vom Gestade des Lebens her gespendet wird. Und sie rächen es, wenn eines, das noch im Lichte wandelt, anders zu sein vorgibt und wie sie tut und sich gebärdet wie Verstorbenes, um geliebt zu werden wie das. Und es ist wohl das Leiden des Schauspielers und sein Verhängnis, einhergehen, nach einem Bilde suchen zu müssen, das geliebt wird, und diesem schönen Schatten für eine kurze Stunde aufs neue Fülle und Gestalt zu geben, Scheingestalt nur, dahin vor der Frühe, und dafür diese Liebe an sich reißen zu wollen, eine Liebe, die doch nur die Toten wirklich besitzen und immer besitzen werden, wann der Mummenschanz des kurzen Festes vorüber.

Wir aber, die wir leben, uns tut es not, um unseres eigenen Besitzes willen geliebt zu werden. Ihn nur können wir hinübernehmen, und nur er vermag aus der Ferne her zu leuchten und irgendwo Sehnsucht zu wecken, daß sie zum Opfer die kristallene Schale fülle. (Fortsetzung folgt).

Rom!

Nachdruck verboten.

Skizze von Felix Beran, Zürich *).

Die Ankunft ist schon das erste Mal wie ein Wiedersehen. Man ist am Ziel; denn dieser Stadt galt manches unbewußte Sehnen. Das Rom, das ist, eint sich dem Rom, das war. Die beiden sind ineinandergefügt. Hat man erst die Kunst gelernt, um die weißgoldene Aufdringlichkeit des neuen Nationaldenkmals herumzusehen, dann darf man überall mit glücklichen Augen schauen. Diese Stadt ist keine Versammlung von Sehenswürdigkeiten, sie ist ein befreiendes Erleben für den, der Seelisches durch der Augen Lust zu saugen vermag.

Ein Rest von Unfreiheit treibt manchen in die vorgeschriebenen Katakomben. Ein Gefängnis für arme Leichen, zu ewigem Leichentum verdammt. Eine teuflische Kunst verwehrt ihnen Verbrennung wie Verwesung. Sie dürfen nicht vergehen, sie dürfen nicht neu werden, sie müssen Leichen bleiben. Man entflieht dem Schauderort und läßt vielleicht in rettender Eile das unfreie Ichstück im engen Totenwandschrank versargt zurück.

In sonniger Sonne lustschreitet sich's durch die Via Appia. Wie weit der Blick in die Landschaft, wie lieblich naht der luftige Abend! Die alten Weggenossen stehen in ungeengter Menge und grüßen und künden von Roms Ewigkeit. Eine Gedenkstraße von kosmischer Perspektive. Was kümmern die Namen! Es spricht der Schönheit gekonnte Form, und es spricht zum ahnenden Jetztkind der herrlich große Ichbegriff von damals.

Wessen Hand zu Füßen der Spanischen Treppe in Rosenkörben gewühlt hat — mit bewußter Lust der wachen Sinne — dem

*) Aus der Sammlung „Vom lieben Ich", vgl. „Die Schweiz" XIX 1915, 635 f. („Mein Christus"); XX 1916, 603 ff. („In Gefahr"). 686 f. („Spazierengehen"); XXI 1917, 39 ff. („Meine Büste").